

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Itamar Vieira Junior

Die Stimme meiner Schwester

Roman

Aus dem brasilianischen Portugiesisch
von Barbara Mesquita

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerlag.de



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»Torto Arado« bei Grupo Leya, Portugal.
© 2018, Itamar Vieira Junior e LeYa S. A.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2022 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397493-5

1

Ich war gerade mal sieben Jahre alt, als ich das in ein altes Stück schmutzigen, dunkel verfleckten Stoffs eingeknotete Messer aus dem Kleiderkoffer nahm. Meine ein Jahr jüngere Schwester Belonísia war dabei. Kurz zuvor hatten wir noch auf dem Hof des alten Hauses mit unseren Puppen gespielt, die wir uns aus frisch geerntetem Mais gebastelt hatten. Das allmählich bereits gelb werdende Stroh hatten wir den Kolben als Kleider angezogen. Unsere Puppen waren unsere Töchter, die Töchter von Bibiana und Belonísia. Als wir unsere Großmutter Donana schräg über den Hof vom Haus fortgehen sahen, schauten wir uns an, zum Zeichen, dass die Luft rein war. Das war die Gelegenheit, herauszufinden, was sie in dem Lederkoffer zwischen den abgetragenen, nach ranzigem Fett riechenden Kleidern versteckt hatte. Großmutter Donana war nicht entgangen, dass wir heranwachsen und neugierig zu ihr ins Zimmer kamen, um sie nach den Gesprächen, die wir mit anhörten, und nach den Dingen, über die wir nichts wussten, zum Beispiel nach dem Inhalt ihres Koffers, auszufragen. Ständig wurden wir von unseren Eltern deswegen getadelt. Insbesondere unsere Großmutter brauchte uns nur streng anzublicken, damit uns ein Schauer, heiß wie Feuer, überlief.

Deshalb schaute ich zu Belonísia, als ich unsere Großmutter in Richtung des Gartens davongehen sah. Entschlossen machte ich mich auf Zehenspitzen auf den Weg in ihr Zimmer, um den alten, fleckigen Lederkoffer, auf dem sich eine dicke Schicht aus staubiger Erde angesammelt hatte, zu öffnen. Während unseres gesamten bisherigen Daseins hatte der Koffer unter dem Bett gelegen. Vorher aber ging ich noch einmal selbst in den Garten, um durch das Tor zu spähen und mich zu vergewissern, dass Großmutter Donana in Richtung des Waldes schlurfte, der hinter dem Obst- und Gemüsegarten und hinter dem Hühnerstall mit seinen alten Hühnerleitern lag. Wir waren es damals gewohnt, unsere Großmutter Selbstgespräche führen und um merkwürdige Dinge bitten zu hören. Jemand, den wir nicht sehen konnten, sollte sich von Carmelita, der Tante, die wir nicht mehr gekannt hatten, fernhalten. Derselbe Geist, der ihre Erinnerungen bewohnte, sollte die Mädchen in Ruhe lassen. Es war ein unaufhörlicher, zusammenhangloser Redefluss. Sie sprach über Personen, Geister, die wir nicht sehen konnten, oder über Leute, von denen wir so gut wie nie etwas hörten, entfernte Verwandte, *Comadres*, Taufpatinnen. Wir waren es gewohnt, dass Großmutter Donana ständig redete, im Haus, an der Tür, unterwegs zur Pflanzung, im Hof, ganz so, als unterhielte sie sich mit den Hühnern oder den verdorrten Bäumen. Belonísia und ich sahen uns an, lachten verstohlen und näherten uns ihr unbemerkt. Wir taten so, als spielten wir, bloß um ihr zuzuhören und dann vor den Puppen, den Tieren und den Pflanzen nachzuplappern, was Donana voller Ernst gesagt hatte. Wir wiederholten, was unsere Mutter in der Küche leise zu unserem Vater sagte.

»Heute redet sie wieder viel, ihre Selbstgespräche werden von Tag zu Tag länger.«

Unser Vater wollte nichts davon wissen, dass unsere Großmutter Anzeichen von Demenz zeigte. Er sagte, seine Mutter habe ihr ganzes Leben lang Selbstgespräche geführt und mit der gleichen Geistesabwesenheit Fürbitten und Zaubersprüche heruntergebetet, mit der sie ihren Gedanken nachhing.

An dem Tag hörten wir, wie sich Donanas Stimme zwischen dem Gegacker der Hühner und dem Gesang der Vögel durch den Garten entfernte. Es war, als ob die Gebete und Sentenzen, die sie verkündete und die für uns häufig keinen Sinn ergaben, von dem Luftstrom unseres aufgeregten Atems fortgetragen würden. Belonísia kroch unter das Bett und zog den Koffer hervor. Das Nabelschweinleder knautschte sich unter ihrem Gewicht auf dem unebenen Boden aus festgestampfter Erde zusammen. Unsere Augen leuchteten, als ich allein den Koffer öffnete. Ich hob ein paar schäbige alte Kleidungsstücke hoch; andere hatten ihre lebhaften Farben noch bewahrt, die im Licht des trockenen Tages erstrahlten, einem Licht, das ich nie genau habe beschreiben können. Zwischen den liederlich zusammengefalteten Kleidern befand sich ein Stück schmutzigen Stoffs, in das ein Gegenstand eingewickelt war, der unsere Aufmerksamkeit so erregte, als handle es sich um ein kostbares Schmuckstück, das unsere Großmutter mit großer Geheimnistuerei hütete. Auf Donanas ferne Stimme lauschend, öffnete ich den Knoten. In Belonísias Augen sah ich den Widerglanz dessen schimmern, was wir entdeckt hatten, als wäre es ein Geschenk, geschmiedet aus einem frisch aus der Erde zutage geförderten Metall. Ich hob das Messer, das weder groß noch klein war, vor unseren Augen

hoch, und meine Schwester bat mich, es halten zu dürfen. Ich ließ sie nicht, ich wollte es zuerst anschauen. Ich roch daran, aber es hatte weder den ranzigen Geruch der im Koffer aufbewahrten Habseligkeiten unserer Großmutter noch Flecke oder Kratzer. In der kurzen Zeit, die uns zur Verfügung stand, wollte ich das Geheimnis, so gut es ging, ergründen und herausfinden, wozu das Ding, das da in meinen Händen glänzte, diente. Mein Gesicht und auch das meiner Schwester spiegelten sich darin. Belonísia versuchte, mir das Messer aus der Hand zu nehmen, aber ich wich zurück.

»Ich will es auch mal haben, Bibiana.«

»Warte.«

Fast im selben Moment, als ich mir die Klinge in den Mund hielt – ich wollte das Metall unbedingt kosten –, riss sie es mir mit Gewalt weg. Ich sah meinen erstaunten Blick im Spiegel von Belonísias Augen, die das Messer nun ebenfalls in den Mund nahm. In den auf meiner Zunge zurückgebliebenen Geschmack des Metalls mischte sich jetzt der des warmen Blutes, das aus dem Winkel meines halb geöffneten Mundes herabließ und mir vom Kinn tropfte. Das Blut verursachte neue Flecken auf dem schmutzigen Stoff, in den das Messer eingewickelt gewesen war.

Belonísia nahm das Messer aus ihrem Mund, doch hob sie die Hand vor sich hoch, als hielte sie etwas darin fest. Ihre Lippen waren rot verfärbt, und ich wusste zunächst nicht, ob von der Erregung, das silberne Metall zu spüren, oder weil sie sich wie ich verletzt hatte. Dann sah ich, dass auch an ihr Blut herabließ. Ich versuchte, so viel Blut wie möglich herunterzuschlucken. Mit zusammengekniffenen, tränenden Augen rieb meine Schwester sich hastig den Mund in dem Versuch, den Schmerz zu lindern. Ich

hörte die langsamen Schritte meiner Großmutter, sie rief nach uns, nach Bibiana, Zezé, Domingas, Belonísia.

»Siehst du nicht, dass die Kartoffeln anbrennen, Bibiana?«

Es roch tatsächlich nach angebrannten Kartoffeln, aber auch nach Metall und nach dem Blut, von dem meine und Belonísias Kleider durchtränkt waren.

Als Donana die Gardine anhub, die den Raum, in dem sie schlief, von der Küche trennte, hatte ich das zu Boden gefallene Messer bereits aufgehoben und in das blutfeuchte Tuch gewickelt. Allerdings hatte ich es nicht geschafft, den Lederkoffer wieder unter das Bett zu schieben. Ich sah den finsternen Blick unserer Großmutter, die ihre groben Hände auf meinen und Belonísias Kopf niederfahren ließ. Sie fragte, was wir dort täten, warum ihr Koffer sich nicht an seinem Platz befinde und was das für Blut sei.

»Redet«, sagte sie und drohte, uns beiden die Zungen aus dem Mund zu reißen. Sie wusste nicht, dass eine von uns ihre schon in der Hand hielt.

2

Als unsere Eltern von der Pflanzung zurückkehrten, fanden sie uns mit den Köpfen über einen Wassertrog gebeugt und Großmutter völlig verstört vor.

»Sie hat ihre Zunge verloren, sie hat sie sich herausgeschnitten«, schrie sie.

Sie wiederholte es so oft, dass Zeca Chapéu Grande und Salustina Nicolau, unsere Eltern, im ersten Moment vermutlich dachten, ihre beiden Töchter hätten sich in einem geheimnisvollen Ritual verstümmelt, das zu erklären großer Phantasie bedurfte. Der Trog war eine einzige Blutlache, und wir beide weinten. Je mehr wir einander umklammerten und weinend um Entschuldigung bitten wollten, desto schwieriger war zu ermitteln, wer von uns die Zunge eingebüßt hatte und wer ins meilenweit entfernte Krankenhaus gebracht werden musste. Sutério, der Verwalter der Fazenda Água Negra, kam mit dem weißgrünen Ford Rural, um uns in die Klinik zu fahren. Diesen Rural, wie wir ihn nannten, nutzten die Eigentümer, wenn sie auf der Fazenda waren, und er diente Sutério für seine Arbeit als Verwalter, für seine Fahrten zwischen der Stadt und Água Negra und für die Wege auf der Fazenda selbst, die er nicht zu Pferd zurücklegen wollte.

Unsere Mutter hatte Bett- und Tischtücher herbeigeht und versuchte, damit das Blut zu stillen. Ungedul-

dig rief sie nach unserem Vater, der mit zitternden Händen in den Beeten nahe dem Haus Kräuter pflückte. Ihre Stimme klang immer verzweifelter, und ihre Augen waren vor Angst geweitet. Die Kräuter sollten auf dem Weg ins Krankenhaus bei Gebeten und Gesängen Verwendung finden. Belonísias Augen waren rot vom vielen Weinen, ich spürte meine nicht einmal mehr, und unsere Mutter fragte immer wieder fassungslos, was passiert sei, womit wir gespielt hätten, doch unsere Antworten bestanden lediglich aus einem schwer zu deutenden Schluchzen. Unser Vater hielt die in eines seiner wenigen Hemden eingewickelte Zunge auf dem Schoß. Selbst in jenen Stunden war meine größte Angst, das abgetrennte Organ könnte von selbst anfangen zu reden und über das sprechen, was wir getan hatten. Über unsere Neugier, unseren Eigensinn, unseren Ungehorsam, unsere Unvorsichtigkeit und den Mangel an Respekt gegenüber Donana und ihren Sachen. Mehr noch, über unsere Dummheit, ein Messer in den Mund zu nehmen, wohl wissend, dass mit Messern Wild- und die Jungtiere des Hofes ausgeblutet wurden, dass Messer Menschen töten können.

Unser Vater bedeckte das kleine Bündel mit den Blättern, die er vor unserer Abfahrt gepflückt hatte. Durch das Autofenster konnte ich unsere anderen Geschwister Donana umringen sehen, die, von Dona Tonha am Arm gestützt, zurück ins Haus gebracht wurde. Noch Jahre später sollte mich mein Gewissen wegen dieses Tages plagen, weil ich meine Großmutter ratlos und weinend zurückgelassen hatte, mit dem Gefühl der Unfähigkeit, für irgendeinen Menschen sorgen zu können. Während der Fahrt spürten wir die Angst unserer Mutter in den geflüsterten Gebeten und ihren sonst stets warmen, schwieligen

Händen, die jetzt wie aus nachtkaltem Wasser gezogen schienen.

Im Krankenhaus dauerte es, bis wir an die Reihe kamen. Unsere Eltern saßen zusammenkauert neben uns in einer Ecke. Die Hose unseres Vaters war erdverschmiert, er hatte keine Zeit gehabt, sich umzuziehen. Unsere Mutter hatte ein buntes Tuch um den Kopf gebunden. Es war dasselbe Tuch, das sie stets unter dem Hut trug, mit dem sie sich auf der Pflanzung vor der Sonne schützte. Sie wischte uns das Gesicht mit den Laken aus ihrem Wäschevorrat ab, immer wieder mit einem neuen Stück Stoff, das lange im Schrank gelegen hatte und dessen Geruch ich nicht einordnen konnte. Unser Vater hielt nach wie vor die in das Hemd eingewickelte Zunge fest. Die Kräuter hatte er in der Hosentasche verwahrt, vielleicht weil er sich schämte, an einem Ort, den er nicht kannte, verächtlich als Quacksalber angesehen zu werden. Es war das erste Mal, dass ich mehr weiße als schwarze Menschen sah. Und ich bemerkte, dass sie uns zwar neugierig anschauten, aber Abstand zu uns hielten.

Als der Arzt uns in sein Sprechzimmer bat und unser Vater ihm die einer welken Blume gleichende Zunge in seiner Hand zeigte, sah ich, wie er den Kopf schüttelte. Und ich vernahm sein Seufzen, als wir fast gleichzeitig den Mund öffnen mussten. Sie wird hierbleiben müssen. Sie wird Probleme beim Sprechen und beim Schlucken haben. Man kann sie unmöglich wieder reimplantieren. Heute weiß ich, dass man das so sagt, doch damals war mir nicht klar, was das alles zu bedeuten hatte, genauso wenig wie unseren Eltern. Belonísia blickte mich in dem Moment nicht an, aber noch waren wir miteinander verbunden.

Unsere Wunden wurden genäht, und wir blieben zusammen zwei weitere Tage dort. Ausgestattet mit einer Menge Antibiotika und Schmerzmitteln, verließen wir das Krankenhaus. Zwei Wochen später mussten wir zum Fädenziehen wiederkommen. Essen sollten wir Brei, Püree und andere weiche Speisen. Unsere Mutter sollte in den folgenden Wochen ihre Arbeit auf der Pflanzung ruhen lassen und sich ganz und gar unserer Pflege widmen. Nur eine ihrer Töchter würde beim Sprechen und Schlucken beeinträchtigt sein, aber von diesem Ereignis an sollte das Schweigen unser vornehmerlicher Zustand werden.

Wir hatten die Fazenda noch nie zuvor verlassen. Wir hatten noch nie eine breite Straße mit Autos gesehen, die in beide Richtungen zu den entferntesten Orten der Erde führen. Das hatte Sutério gesagt. Auf der Hinfahrt waren wir von Angst erfüllt gewesen, von dem Geruch nach gerinnendem Blut, von den Gebeten unserer fassungslosen Eltern. Der Verwalter der Fazenda lachte nur, Kinder seien genau wie Katzen, die einen um den Verstand bringen können, gerade eben noch seien sie hier und im nächsten Moment schon woanders, fast immer heckten sie irgendetwas aus, um den Eltern Kopfschmerzen zu bereiten. Er habe Kinder und wisse, wie das sei. Auf der Rückfahrt hatten wir große Schmerzen, die eine mehr als die andere, aber beide waren wir gleichermaßen erschöpft, auch wenn die Verletzungen von unterschiedlicher Tragweite waren. Die eine hatte sich die Zunge abgetrennt, die andere hatte sich einen tiefen Schnitt darin zugefügt, war aber weit davon entfernt, sie zu verlieren.

Wir waren noch nie in dem Ford Rural der Fazenda oder überhaupt in einem Auto gefahren. Wie anders die Welt jenseits von Água Negra war! Wie anders war die Stadt

mit ihren sich aneinanderdrängenden Häusern, den gemeinsamen Wänden. Die Straßen mit Steinen gepflastert. Der Boden unserer Häuser und die Wege auf der Fazenda bestanden aus festgestampfter Erde. Aus nichts als Lehm, mit dem wir auch das Essen für unsere aus Maiskolben gebastelten Puppen zubereiteten und in dem fast alles wuchs, was wir aßen. In dem wir die Reste der Plazenta und die Nabelschnur der Neugeborenen vergruben. In dem die sterblichen Überreste der Unseren beerdigt wurden. In dem wir alle eines Tages hinabsteigen müssten. Niemand würde dem entgehen. All das aber sahen wir erst auf der Rückfahrt, beim Blick aus dem Fenster, unsere Mutter zwischen uns, versunken in Gedanken, die unser Unglück in ihr aufgestört hatte.

Als wir zu Hause ankamen, waren nur die beiden Kleinen, Zezé und Domingas, in Begleitung von Dona Tonhada. Ich hörte, wie unser Vater sie nach Donana fragte, während unsere Mutter mit uns an der Hand vor der Tür stand.

»Sie ist vor ungefähr zwei Stunden zum Fluss hinuntergegangen«, antwortete Dona Tonha.

»Allein?«, wollte mein Vater wissen.

»Ja, allein, und sie hatte ein Bündel dabei.«